

Einziehen und umbauen – das ist in diesem Vier-Zimmer-Klassiker nicht vorgesehen.

Foto: mauritius / dieKleinert

Lebensentwurf Tetris

Zum Tag der Architektur: Warum wir immer noch im Grundriss der Nachkriegszeit wohnen müssen

Marlene Dietrich und Lilli Palmer können da auch nichts mehr ausrichten. Wer die neue Wohnsiedlung entlang den Straßen mit den klavolanten Namen in direkter Nähe des Münchner Hauptbahnhofs sieht, der wird sich schwer tun, die lieblos aufgereihten Gebäudeklötzen mit der Energie der beiden deutschen Filmschauspielerinnen in Verbindung zu bringen, die durchaus für unkonventionelle Lebensentwürfe zu haben waren: Denn hier rührt sich nichts, vielmehr erinnern die immer gleichen Mehrfamilienhäuser an ausgestorbene Feriensiedlungen auf Mallorca in der Vorsaison.

Anlässlich des Tages der Architektur können am Wochenende bundesweit fast 1700 Gebäude besichtigt werden. Diesmal unter dem Motto „Besser wohnen mit Architekten“. Doch müsste man sich nicht auch einmal die Frage stellen, in welcher Architektur wir heute eigentlich wohnen? Warum die Nachkriegszeit sich so fest eingebettet hat in unseren Wohnungen, obwohl der massive Einbauschrank und die Sofagarnitur längst auf dem Sperrmüll gelandet sind? Wer die Grundrisse studiert, mit denen für die neuen Wohnbauprojekte im Land geworben wird – und da macht es keinen Unterschied, ob man das in München oder Hamburg tut –, könnte glauben, die gesamte Nation in Form von Vater, Mutter, zwei Kinder befände sich am Samstagabend immer noch zusammen auf dem Sofa, um „Wetten dass...?“ zu gucken. Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer – die Nutzungen sind durch den Grundriss bereits exakt vorgeschrieben. Spielraum für Kind, geschweige denn für andere Lebensentwürfe findet sich da nicht.

Wer zwei Preisklassen höher geht, der wird zwar einen offenen Grundriss antreffen, mit großer Wohnküche und dem Bad als Lebensraum, nur: All den Singles, Existenzgründern, Alleinerziehenden, Patchworkfamilien, Omas, die wieder einziehen, um gepflegt zu werden, und Kindern, die das Zuhause verlassen, um zu studieren, wird das nicht viel nützen, weil sie es sich nämlich nicht leisten können. Die viel beschworene mobile Ge-

sellschaft steckt in ihren eigenen vier Wänden fest wie Patienten in einer Zwangsjacke: einmal geschnürt, respektive eingezogen, gibt es keinen Platz mehr für Bewegung.

Woran das liegt? Gebaut wird heute überwiegend von Investoren. Die wollen ihre Wohnungen natürlich schnellstmöglich an den Mann, beziehungsweise seine Familie bringen, also lassen sie die für die vermeintlich größte Schnittmenge entwerfen – Home Offices oder WGs für Senioren kommen darin nicht vor. Auch die Banken, die solche Großprojekte finanzieren, kalkulieren lieber mit einem Durchschnittsprodukt, schließlich lässt sich das später auch wieder besser beliehen. Verkäuflichkeit geht vor neuen Wohnkonzepten. Das kann man weder Bank noch Investoren wirklich vorwerfen, schließlich müssen sie marktwirtschaftlich kalkulieren, der Grundriss für das verbindliche Lebensmodell – auch wenn es für viele längst veraltet sein mag – bleibt da eine feste Konstante in ihrer Rechnung.

Wenn man dafür aber umso mehr in die Pflicht nehmen muss, sind die Städte. Viele haben sich, wie etwa Berlin, vollständig vom sozialen Wohnungsbau verabschiedet. Statt neue Wohnungen zu bauen, fördern die Kommunen lieber Geringverdiener und sozial Schwache mit Wohngeld, doch das kann nur so lange funktionieren wie der Wohnungsmarkt relativ ausgeglichen ist. Wer in den vergangenen Jahren schon mal eine neue Bleibe in München, Frankfurt oder Stuttgart gesucht hat, weiß, dass dem nicht so ist. Auch in Düsseldorf oder Hamburg verhält es sich nicht anders. Und selbst in Berlin wird es zunehmend schwieriger, zentrumsnah zu leben. Was all diese Städte brauchen, ist innerstädtischer Wohnraum, der bezahlbar ist – und zwar nicht nur für die Großverdiener, die sich die Hochglanzprojekte leisten können, sondern für jede Einkommensklasse. Der Standardgrundriss für ganz Deutschland muss dafür aufgeräumt werden.

Was das aussehen kann, zeigt ein kleiner Wettbewerb in Bremen, der so span-

nend wie ungewöhnlich ist: Dort hat der Senatsbaudirektor Franz-Josef Höing zusammen mit der städtischen Wohnbaugesellschaft Gewoba fünfzehn Architekturbüros aufgefordert, „kleine passgenaue Stadtbausteine für fünf konkrete Standorte“ zu entwickeln. Gesucht waren bezahlbare Wohnungsformate mit einer flexiblen und elastischen Grundrissgestaltung. Vier der fünf Grundstücke lagen dabei in der Umgebung einer Fünfziger- und Sechziger-Jahre-Siedlung, die bei der Planung genau so berücksichtigt werden musste wie deren überwiegend ältere Bewohner.

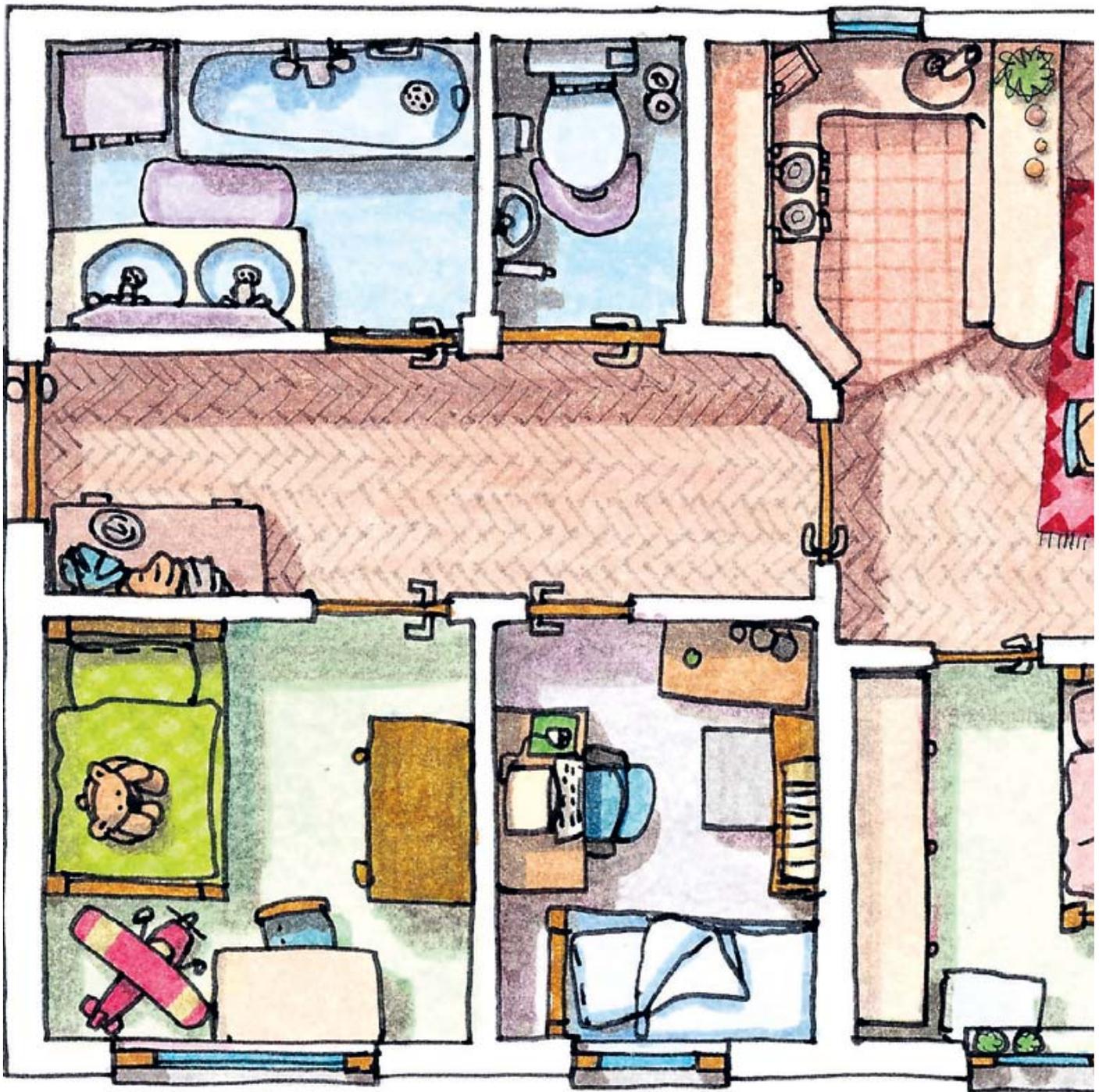
Vater, Mutter und zwei Kinder – schon mit der Oma wird's eng

Das Ergebnis des Wettbewerbs, das jüngst vorgestellt wurde, kann fünf Entwürfe präsentieren, die es lohnt, auch über die Stadtgrenze Bremens hinaus zu beachten. Etwa die Idee des Berliner Architekturbüros BAR: Wie im Computerspiel Tetris verschränken sich in ihrem Kubus, den sie an den alten Gebäuderiegel andocken, die unterschiedlichsten Wohnkonzepte. Da gibt es den Einraum zum Wohnen und Arbeiten mit 49 Quadratmeter und straßenseitigem Zugang, die gleich große Miniwohnung für Alleinerziehende oder Eltern mit einem Kind oder die Drei-Zimmer-Wohnung, die sich auf zwei Ebenen erstreckt und einen weiteren „Optionsraum“ umfasst. Es geht also um die maximale Mischung von Unterschiedlichkeiten. Man wolle, so Jürgen Patzak-Poor von BAR, Angebote schaffen, aber nichts vorschreiben. Das ermöglichen Zimmer, die durch eine identische Größe flexibel nutzbar sind, oder Miniräume im Erdgeschoss, die Selbständigen im Haus erlauben, den Kontakt zur Öffentlichkeit herzustellen.

Auch der Berliner Architekt Arno Brandhuber, der ebenfalls ausgezeichnet wurde, zeigt, wie man Wohnen und Arbeiten räumlich verbinden kann. Der

Architekt schafft das, indem er ein Bürogebäude mit einem Wohnhaus schlicht zusammendenkt. Jede Einheit ist bei ihm sowohl nach Nord-Süd als auch nach West-Ost orientiert. Denn ersteres eignet sich besser zum Arbeiten, in letzterem dagegen lässt sich schöner leben dank Morgen- und Abendsonne. Außerdem gibt es in Brandhubers Entwurf mehrere Erschließungsmöglichkeiten. Ändert sich die Lebenssituation der Bewohner, ziehen etwa die Kinder aus und die Eltern wollen deren Zimmer vermieten, kann man diesen Bereich einfach abtrennen – wie bei einer Jacke mit abnehmbaren Ärmeln. In einem Apartment sind so plötzlich mehrere Grundrisstypen möglich, inklusive den lang bekannten: Denn natürlich gibt es nach wie vor sehr viele Menschen, die gerne die Tür hinter ihrem Schlafzimmer zumachen. Der offene Grundriss ist nicht für alle die beste Wohnlösung fürs 21. Jahrhundert.

Es ist kein Wunder, dass von den fünf ausgezeichneten Büros in Bremen drei aus der Hauptstadt kommen. In den vergangenen Jahren haben sich dort – auch aus der Not heraus, dass kein zeitgenössischer und kostengünstiger Wohnungsbau entsteht – immer mehr private Baugruppen zusammengeschlossen, um ein Haus nach ihren individuellen Bedürfnissen entwerfen zu lassen. Das fordert auch die Architekten. Doch so schöne Bauten dadurch entstanden sind, diese neue Form der Finanzierung liefert nur selten eine Antwort darauf, wie man die Stadt für alle bewohnbar macht. Schließlich finden sich in solchen Modellen oft Gleichgesinnte zusammen, mit ähnlichem Kontostand und kulturellem Hintergrund. Eine soziale Mischung sieht anders aus. Nur die öffentliche Hand ist dafür verantwortlich. Die Bundesstiftung Baukultur hat nun die Netzwerkinitiative „wieweiterwohnen“ gestartet, in der sie Beispiele sammelt, wie bezahlbarer Wohnraum mit baukulturellem Wert in deutschen Innenstädten aussehen kann. Die Kommunen und Bauensatoren sollten davor nicht wieder ihre Augen verschließen. LAURA WEISSMÜLLER



Einziehen und umbauen – das ist in diesem Vier-Zimmer-Klassiker nicht vorgesehen.

Lebensentwurf Tetris

Zum Tag der Architektur: Warum wir immer noch im Grundriss der Nachkriegszeit

Marlene Dietrich und Lilli Palmer können da auch nichts mehr ausrichten. Wer die neue Wohnsiedlung entlang den Straßen mit den klangvollen Namen in direkter Nähe des Münchner Hauptbahnhofs sieht, der wird sich schwer tun, die lieblos aufgereihten Gebäudeklötzchen mit der Energie der beiden deutschen Filmschauspielerinnen in Verbindung zu bringen, die durchaus für unkonventionelle Lebensentwürfe zu haben waren: Denn hier rührt sich nichts, vielmehr erinnert

sellschaft steckt in ihren eigenen vier Wänden fest wie Patienten in einer Zwangsjacke: einmal geschnürt, respektive eingezogen, gibt es keinen Platz mehr für Bewegung.

Woran das liegt? Gebaut wird heute überwiegend von Investoren. Die wollen ihre Wohnungen natürlich schnellstmöglich an den Mann, beziehungsweise seine Familie bringen, also lassen sie die für die vermeintlich größte Schnittmenge entwerfen: Home Offices oder WCs für

Arrenden wie ungewöhnlich ist: Dort hat der Senatsbaudirektor Franz-Josef Höing zusammen mit der städtischen Wohnbaugesellschaft Gewoba fünfzehn Architekturbüros aufgefordert, „kleine passgenaue Stadtbausteine für fünf konkrete Standorte“ zu entwickeln. Gesucht waren bezahlbare Wohnungsformate mit einer flexiblen und elastischen Grundrissgestaltung. Vier der fünf Grundstücke lagen dabei in der Umgebung einer Fünfziger- und Sechziger-Jahre-Siedlung, die bei

Arrenden wie ungewöhnlich ist: Dort hat der Senatsbaudirektor Franz-Josef Höing zusammen mit der städtischen Wohnbaugesellschaft Gewoba fünfzehn Architekturbüros aufgefordert, „kleine passgenaue Stadtbausteine für fünf konkrete Standorte“ zu entwickeln. Gesucht waren bezahlbare Wohnungsformate mit einer flexiblen und elastischen Grundrissgestaltung. Vier der fünf Grundstücke lagen dabei in der Umgebung einer Fünfziger- und Sechziger-Jahre-Siedlung, die bei

gen, die durchaus für unkonventionelle Lebensentwürfe zu haben waren: Denn hier rührt sich nichts, vielmehr erinnern die immer gleichen Mehrfamilienhäuser an ausgestorbene Feriensiedlungen auf Mallorca in der Vorsaison.

Anlässlich des Tages der Architektur können am Wochenende bundesweit fast 1700 Gebäude besichtigt werden. Diesmal unter dem Motto „Besser wohnen mit Architekten“. Doch müsste man sich nicht auch einmal die Frage stellen, in welcher Architektur wir heute eigentlich wohnen? Warum die Nachkriegszeit sich so fest einbetoniert hat in unseren Wohnungen, obwohl der massive Einbauschränk und die Sofagarnitur längst auf dem Sperrmüll gelandet sind? Wer die Grundrisse studiert, mit denen für die neuen Wohnbauprojekte im Land geworben wird – und da macht es keinen Unterschied, ob man das in München oder Hamburg tut –, könnte glauben, die gesamte Nation in Form von Vater, Mutter, zwei Kinder befände sich am Samstagabend immer noch zusammen auf dem Sofa, um „Wetten dass...?“ zu gucken. Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer – die Nutzungen sind durch den Grundriss bereits exakt vorgeschrieben. Spielraum fürs Kind, geschweige denn für andere Lebensentwürfe findet sich da nicht.

Wer zwei Preisklassen höher geht, der wird zwar einen offenen Grundriss antreffen, mit großer Wohnküche und dem Bad als Lebensraum, nur: All den Singles, Existenzgründern, Alleinerziehenden, Patchworkfamilien, Omas, die wieder einziehen, um gepflegt zu werden, und Kindern, die das Zuhause verlassen, um zu studieren, wird das nicht viel nützen, weil sie es sich nämlich nicht leisten können. Die viel beschworene mobile Ge-

rammie bringen, also lassen sie die für die vermeintlich größte Schnittmenge entwerfen – Home Offices oder WGs für Senioren kommen darin nicht vor. Auch die Banken, die solche Großprojekte finanzieren, kalkulieren lieber mit einem Durchschnittsprodukt, schließlich lässt sich das später auch wieder besser beleihen. Verkäuflichkeit geht vor neuen Wohnkonzepten. Das kann man weder Bank noch Investoren wirklich vorwerfen, schließlich müssen sie marktwirtschaftlich kalkulieren, der Grundriss für das verbindliche Lebensmodell – auch wenn es für viele längst veraltet sein mag – bleibt da eine feste Konstante in ihrer Rechnung.

Wen man dafür aber umso mehr in die Pflicht nehmen muss, sind die Städte. Viele haben sich, wie etwa Berlin, vollständig vom sozialen Wohnungsbau verabschiedet. Statt neue Wohnungen zu bauen, fördern die Kommunen lieber Geringverdiener und sozial Schwache mit Wohngeld, doch das kann nur so lange funktionieren wie der Wohnungsmarkt relativ ausgeglichen ist. Wer in den vergangenen Jahren schon mal eine neue Bleibe in München, Frankfurt oder Stuttgart gesucht hat, weiß, dass dem nicht so ist. Auch in Düsseldorf oder Hamburg verhält es sich nicht anders. Und selbst in Berlin wird es zunehmend schwieriger, zentrumsnah zu leben. Was all diese Städte brauchen, ist innerstädtischer Wohnraum, der bezahlbar ist – und zwar nicht nur für die Großverdiener, die sich die Hochglanzprojekte leisten können, sondern für jede Einkommensklasse. Der Standardgrundriss für ganz Deutschland muss dafür aufgeräumt werden.

Wie das aussehen kann, zeigt ein kleiner Wettbewerb in Bremen, der so span-

nung, vier der zum Grundstück lagen dabei in der Umgebung einer Fünfziger- und Sechziger-Jahre-Siedlung, die bei der Planung genau so berücksichtigt werden musste wie deren überwiegend ältere Bewohner.

Vater, Mutter und zwei Kinder – schon mit der Oma wird's eng

Das Ergebnis des Wettbewerbs, das jüngst vorgestellt wurde, kann fünf Entwürfe präsentieren, die es lohnt, auch über die Stadtgrenze Bremens hinaus zu beachten. Etwa die Idee des Berliner Architekturbüros BAR: Wie im Computerspiel Tetris verschränken sich in ihrem Kubus, den sie an den alten Gebäuderiegel andocken, die unterschiedlichsten Wohnkonzepte. Da gibt es den Einraum zum Wohnen und Arbeiten mit 49 Quadratmeter und straßenseitigem Zugang, die gleich große Miniwohnung für Alleinerziehende oder Eltern mit einem Kind oder die Drei-Zimmer-Wohnung, die sich auf zwei Ebenen erstreckt und einen weiteren „Optionsraum“ umfasst. Es geht also um die maximale Mischung von Unterschiedlichkeiten. Man wolle, so Jürgen Patzak-Poor von BAR, Angebote schaffen, aber nichts vorschreiben. Das ermöglichen Zimmer, die durch eine identische Größe flexibel nutzbar sind, oder Miniräume im Erdgeschoss, die Selbständigen im Haus erlauben, den Kontakt zur Öffentlichkeit herzustellen.

Auch der Berliner Architekt Arno Brandlhuber, der ebenfalls ausgezeichnet wurde, zeigt, wie man Wohnen und Arbeiten räumlich verbinden kann. Der

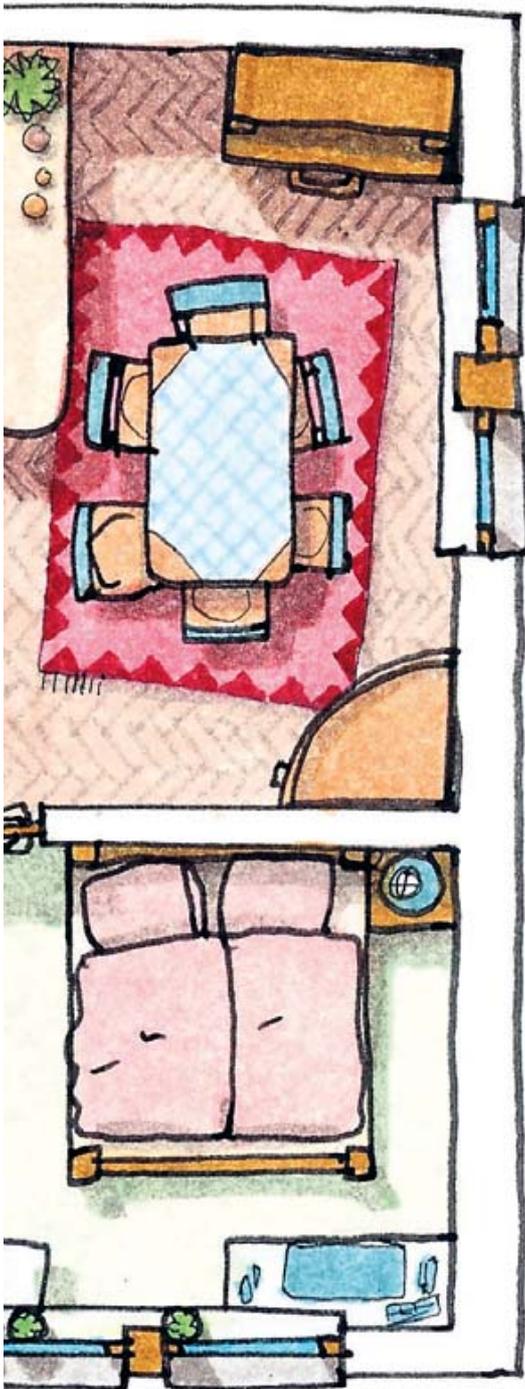


Foto: mauritius / dieKleinert

iegszeit wohnen müssen

t der
g zu-
ge-
tur-
naue
and-
1 be-
r fle-
stal-
1 da-
iger-
bei

Architekt schafft das, indem er ein Büro-
gebäude mit einem Wohnhaus schlicht
zusammendenkt. Jede Einheit ist bei ihm
sowohl nach Nord-Süd als auch nach
West-Ost orientiert. Denn ersteres eignet
sich besser zum Arbeiten, in letzterem da-
gegen lässt sich schöner leben dank Mor-
gen- und Abendsonne. Außerdem gibt es
in Brandlhubers Entwurf mehrere Er-
schließungsmöglichkeiten. Ändert sich
die Lebenssituation der Bewohner, zie-
hen etwa die Kinder aus und die Eltern

ua-
iger-
! bei
wer-
älte-

t

das
Ent-
auch
is zu
r Ar-
iter-
rem
erie-
aum
Qua-
ang,
lein-
Kind
die
inen
. Es
; von
Jür-
bote
Das
den-
oder
stän-
t zur
Arno
sich-
und
Der

smiedungsmöglichkeiten. Ändert sich die Lebenssituation der Bewohner, ziehen etwa die Kinder aus und die Eltern wollen deren Zimmer vermieten, kann man diesen Bereich einfach abtrennen – wie bei einer Jacke mit abnehmbaren Ärmeln. In einem Apartment sind so plötzlich mehrere Grundrisstypen möglich, inklusive den lang bekannten: Denn natürlich gibt es nach wie vor sehr viele Menschen, die gerne die Tür hinter ihrem Schlafzimmer zumachen. Der offene Grundriss ist nicht für alle die beste Wohnlösung fürs 21. Jahrhundert.

Es ist kein Wunder, dass von den fünf ausgezeichneten Büros in Bremen drei aus der Hauptstadt kommen. In den vergangenen Jahren haben sich dort – auch aus der Not heraus, dass kein zeitgenössischer und kostengünstiger Wohnungsbau entsteht – immer mehr private Baugruppen zusammengeschlossen, um ein Haus nach ihren individuellen Bedürfnissen entwerfen zu lassen. Das fordert auch die Architekten. Doch so schöne Bauten dadurch entstanden sind, diese neue Form der Finanzierung liefert nur selten eine Antwort darauf, wie man die Stadt für alle bewohnbar macht. Schließlich finden sich in solchen Modellen oft Gleichgesinnte zusammen, mit ähnlichem Kontostand und kulturellem Hintergrund. Eine soziale Mischung sieht anders aus. Nur die öffentliche Hand ist dafür verantwortlich. Die Bundesstiftung Baukultur hat nun die Netzwerkinitiative „wieweiterwohnen“ gestartet, in der sie Beispiele sammelt, wie bezahlbarer Wohnraum mit baukulturellem Wert in deutschen Innenstädten aussehen kann. Die Kommunen und Bausenatoren sollten davor nicht wieder ihre Augen verschließen. LAURA WEISSMÜLLER